

Die ökonomische Analyse des Rechts

Entwicklung und Perspektive einer
interdisziplinären Wissenschaft

Festschrift für
Michael Adams

Herausgegeben von
Henning Curti und Tobias Effertz

12

Gier, Neid und Fortschritt: Das Paradoxon der Glücksmessung¹

Carl Christian von Weizsäcker²

Zusammenfassung

Gier ist ein menschliches Erscheinungsbild, das überwiegend durch die Funktion der jeweiligen Person in der Gesellschaft induziert wird. Wettbewerb führt fast automatisch zu Gier und Neid. Das utopische Denken von Platon bis Erich Fromm sinnt auf eine Gesellschaft ohne Wettbewerb. Wie schon Kant erkannte, ist Fortschritt nur durch Wettbewerb erzielbar, somit ist Gier und Neid eine notwendige Begleiterscheinung von Fortschritt. Die allgemeine Sucht des Messens erschließt dem Neid neue, auch außerwirtschaftliche Felder. Die heute in Mode gekommene Messung des Glücks wird zu Neid der weniger Glücklichen auf die Glücklicheren und zu einer allgemein verstärkten Gier nach Glück führen. Sie trägt damit zu einer Senkung der durchschnittlichen Lebenszufriedenheit bei. Das ist das Paradoxon der Glücksmessung.

A

Heute ist der letzte Arbeitstag von Josef Ackermann als Chef der Deutschen Bank. So wähle ich ihn als Ausgangspunkt für den Gedankengang meines Vortrages. Josef Ackermann war für viele die Personifizierung der Gier, die man dem gesamten Finanzsektor vorzuwerfen pflegt. Obwohl es im internationalen Bankgeschäft weitaus höhere Vergütungen von Spitzenmanagern gegeben hat, wurde die Vergütung von Josef Ackermann in den deutschen Medien am häufigsten kolportiert. Sie diente als Beispiel für die Unersättlichkeit der führenden Männer im Finanzsektor. Auch die in früheren Jahren vielfach zitierte Aussage von Ackermann, dass er für das Eigenkapital der Deutschen Bank eine Rendite von mindestens jährlich 25 % anstrebe, ist als Zeichen der Gier im Finanzsektor interpretiert worden.

Josef Ackermann selbst, so wie er in der persönlichen Begegnung wirkt, passt nicht zu diesem Bild. Eher bescheiden, voller Zuwendung zum Gesprächspartner, humorvoll und gar nicht verbissen, populär bei seinen Untergebenen, vermittelt er eher den Eindruck eines soliden, bodenständigen Schweizer Bür-

-
- 1 Dieser Text ist die revidierte Fassung eines Vortrags, gehalten am 31. Mai 2012 im Rahmen des Studium Generale an der Universität Göttingen. Er ist Michael Adams gewidmet, der immer schon Sinn für unorthodoxe Auffassungen gehabt hat.
 - 2 Max-Planck-Institut zur Erforschung von Gemeinschaftsgütern, Bonn.

gers als den eines arroganten, egomanischen, raffgierigen Finanzjongleurs. Auch die Kommentare von prominenten Personen aus Anlass von Ackermanns Rücktritt vom Vorstandsvorsitz der Deutschen Bank weisen in dieselbe Richtung. Ich zitiere hier nur den Chef der IG-Metall, Berthold Huber: "Ich habe Josef Ackermann im Siemens -Aufsichtsrat erlebt, da hat er eine verdammt gute Rolle gespielt - für mich bleibt das. Er ist ein ganz verlässlicher Mensch: es braucht solche Leute, die auch in schwierigen Situationen geradestehen." Seine Biografie, bevor er zur Deutschen Bank kam, gibt ebenfalls ein ganz anderes Bild als das des gierigen Bankers. Sein akademischer Lehrer an der Hochschule St. Gallen in den siebziger Jahren war Hans Christoph Binswanger, Prototyp des dem Materiellen abholden erkenntnis- orientierten Gelehrten, der zudem in seinen inhaltlichen Aussagen für Ökologie, Wachstumsskepsis, Maß und Mitte steht.

Wie ist diese Diskrepanz zwischen der eigentlichen Person Ackermann und seinem Image als Leiter der Deutschen Bank zu erklären? Ich kann bei der Antwort auf diese Frage wiederum anknüpfen an ein Werk seines akademischen Lehrers Hans Christoph Binswanger. Aus seiner Feder stammt das Buch "Geld und Magie - eine ökonomische Deutung von Goethes Faust." In diesem Buch interpretiert der Verfasser Goethes Faust als eine Darstellung der heraufziehenden Geldwirtschaft und des damit verbundenen Kapitalismus. Das "Dämonische" dieser Wirtschaftsform wird nach Binswanger von Goethe mithilfe der Alchemie symbolisiert, in der ja das Ziel ist, Gold aus minderen Materialien herzustellen. Dabei ist, wie man im Faust nachlesen kann, letztlich der Teufel mit im Spiel, durch den es dann gelingt, aus dem Nichts Geld zu machen. Dazu ist erforderlich das ständige Wachstum des Wirtschaftssystems. Und wen der Teufel reitet, den treibt die Gier nach immer noch größeren, noch glänzenderen Erfolgen. Siehe den Werdegang von Dr. Faustus in Goethes Drama. Ein Buch, das lohnt, gelesen zu werden.

B

Was ist Gier? Ist sie ein Charakterzug, der einzelnen Menschen zukommt, anderen aber nicht? Oder sind ihre Symptome, die wir beobachten, nicht viel mehr Ergebnis der sozialen Umwelt, in die die Person hineingestellt ist? Ich glaube vor allem Letzteres. Nehmen wir auch hier das Beispiel von Josef Ackermann. Er hat, so scheint mir, in seiner Führungsposition in der Finanzwirtschaft seine persönliche Integrität behalten, daher auch in dieser Branche und in der Politik Vertrauen aufgebaut. Das äußert sich auch darin, dass er über mehrere Jahre der Sprecher aller international tätigen Banken gewesen ist. Gleichzeitig aber gehört es zu seinen Funktionen und zum guten Funktionieren in seiner Position, dass er handelte und redete so als ob er von der Gier besessen sei. Seine Äußerung, dass

er für das Eigenkapital der Deutschen Bank eine Jahresrendite von 25 % anstrebe, diene dem Zweck, zu verhindern, dass die Deutsche Bank von einer internationalen Bank aus dem angelsächsischen Bereich oder aus Ostasien geschluckt würde. Die Börsenbewertung der Deutschen Bank hinkte der Bewertung anderer international tätigen großen Finanzhäuser weit hinterher. Ackermann selbst hat geäußert, dass er ein so hohes Gehalt für seinen Lebensunterhalt gar nicht benötige. Dennoch hätte er sich bei seinen Kollegen im Bankensektor außerordentlich unbeliebt gemacht, wenn er auf einen großen Teil dieses Gehalts zugunsten der Aktionäre im Sinne des "shareholder-value" verzichtet hätte: denn seine Kollegen hätten ihm den Vorwurf gemacht, dass sie damit selbst unter Druck kommen, ähnlichen Verzicht zu leisten. Man kann aber im Finanzsektor, der in vielen Geschäften die Kooperation mehrerer Banken voraussetzt, als Vorstandsvorsitzender einer Bank nicht reüssieren, wenn man sich bei seinen Kollegen in den anderen Banken oder auch bei den Vorstandskollegen in der eigenen Bank unbeliebt macht. Die Funktion des Vorstandsvorsitzenden der größten deutschen Bank bringt es damit einfach mit sich, dass das Gehalt an der Spitze der Gehälter von Vorstandsmitgliedern deutscher Unternehmen liegt.

Anders gesagt: ein Bankmitarbeiter, der verantwortlich ist für den Kredit der Bank an einen Schuldner, der in Schwierigkeiten geraten ist, verletzt seine Pflicht, wenn er aus Mitleid mit diesem Schuldner das Interesse der Bank hintanstellt und durch Verzicht auf die Forderung gegenüber dem Schuldner dessen Konkurs abwendet. Damit geht nicht nur der Bank möglicherweise unmittelbar Geld verloren. Auch der Ruf der Bank als professioneller Verwalter von Forderungen kann darunter leiden, mit der Folge dass andere Schuldner ihre Anstrengungen reduzieren, diese Schulden zu bedienen. Somit muss der Bankangestellte im Interesse seiner Bank, auch entgegen seinen eigenen Sympathiegefühlen, gegenüber dem säumigen Schuldner den Eindruck der Gier und der Härte vermitteln, womit er letztlich zu einem besseren Funktionieren des Kredit systems als Ganzem beiträgt.

So ist Gier im Finanzsektor nicht so sehr Ursache seines Erscheinungsbildes als vielmehr Folge davon. Es kann nicht darum gehen, den Menschen die Verhaltensweisen abzugewöhnen, die von der Mehrheit der Kommentatoren als Gier bezeichnet werden. Will man sich der Gier als soziales Phänomen entledigen, muss man das soziale Zusammenleben, muss man seine Institutionen völlig umgestalten. Im Übrigen ist nicht zu leugnen, dass die im sozialen Institutionensystem erforderlichen Verhaltensweisen Rückwirkungen auch auf den eigenen Charakter haben. Die Seele des Menschen passt sich seiner Umwelt an. Der Tendenz nach verliert der Bankmitarbeiter im Verlauf der Zeit das Mitleid mit säumigen Schuldnern, weil ihm dies auch hilft, seiner Aufgabe mit der notwendigen Kaltschnäuzigkeit nachzugehen. Die Psychologie kennt das Phänomen der

kognitiven Dissonanz, beziehungsweise des Wandels der Meinungen dergestalt, dass sich die Diskrepanz zwischen der eigenen Auffassung und dem eigenen Tun im Rahmen einer gesellschaftlichen Funktion stark vermindert. Die Präferenzen, die Verhaltensweisen der Menschen sind adaptiv. Sie passen sich den Umständen an.

C

Diese anthropologische Erkenntnis ist im Übrigen sehr alt. Auch das Ziel, eine Gesellschaft zu schaffen, in der die Gier und der Neid keine Rolle mehr spielen, ist ein altes Ziel. Es ist dies ein roter Faden utopischen Denkens, wie wir es in der abendländischen Geschichte seit Jahrtausenden kennen. Ich nenne hier nur einige wenige bekannte Werke der abendländischen Sozialphilosophie, in denen von bedeutenden Autoren die Gestalt einer Gesellschaft vorgestellt worden ist, in der es weder Gier noch Neid gibt.

In Platons Staat herrscht ein Philosophenkönig über das Volk, das mit seinem Schicksal der Arbeit und Genügsamkeit zufrieden ist, weil die Güter gleichmäßig verteilt werden, weil das Privateigentum weitgehend abgeschafft ist und damit auch kein Unterschied mehr zwischen Reich und Arm besteht. Gleiches gilt für die "Utopia" von Thomas Morus. In der dortigen sozialistischen Planwirtschaft gibt es praktisch kein Privateigentum, und die Konsumgüter werden gleichmäßig verteilt. Die Basis für ein Verhalten der Gier oder für den Neid auf den Nachbarn entfällt. Dante plädiert in seiner Schrift "De Monarchia" für die Monarchie, ja für die Erbmonarchie, damit jeder Kampf um die Macht entfällt. Denn nach Dante induziert der Kampf um die Macht die Habgier der Menschen, weil Reichtum die Voraussetzung dafür ist, dass man den Kampf um die Macht gewinnen kann. Aus neuerer Zeit zitiere ich Erich Fromms Werk "Haben oder Sein", in dem er dem Menschen zwei potentielle Charaktere zugeordnet, den Charakter des "Habens" oder den Charakter des "Seins". Dem Charakter des Habens entsprechen der Egoismus und die Habgier, auch die Raffsucht. Dem Charakter des Seins entspricht die Nächstenliebe, das Bedürfnis nach Entäußerung von materiellen Besitz, das Leben in einer glücklichen Selbstgenügsamkeit. Fromm sieht die Entwicklung des vorherrschenden Charakters – Haben oder Sein – als Folge der gesellschaftlichen Verhältnisse. Und die kapitalistische Gesellschafts- und Wirtschaftsform prägt dem Menschen einen Charakter des "Habens" auf. Nicht von ungefähr war Fromm der Herausgeber und Popularisierer der englischen Übersetzung von Marx' Frühschriften, in denen der Begriff der Entfremdung des Menschen in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft eine zentrale Rolle spielt. Fromm schlägt in seinem Buch eine gesellschaftliche Uto-

pie vor, die derjenigen des Thomas Morus sehr nahe kommt. In dieser werde dann der menschliche Charakter des "Seins" obwalten.

Eines ist diesen vier utopischen Ansätzen (und vielen anderen auch) gemeinsam: *die Ausschaltung des Wettbewerbs zwischen den Menschen*. Nur so können nach dieser großen philosophischen Tradition die Gier, die Habgier und der Neid vermieden werden.

D

Hier nun ein Zitat von Immanuel Kant: "Ohne jene, an sich zwar eben nicht liebenswürdige, Eigenschaften der Ungeselligkeit, woraus der Widerstand entspringt, den jeder bei seinen selbstsüchtigen Anmaßungen notwendig antreffen muss, würden in einem arkadischen Schäferleben, bei vollkommener Eintracht, Genügsamkeit und Wechselliebe, alle Talente auf ewig in ihren Keimen verborgen bleiben: die Menschen gutartig wie die Schafe, die sie weiden, würden ihrem Dasein kaum einen größeren Wert verschaffen, als dieses ihr Hausvieh hat; sie würden die Leere der Schöpfung in Ansehung ihres Zwecks, als vernünftige Natur, nicht ausfüllen. Dank sei also der Natur für die Unvertragsamkeit, für die missgünstig wetteifernde Eitelkeit, für die nicht zu befriedigende Begierde zum Haben, oder auch zum Herrschen! Ohne sie würden alle vorteilhaften Naturanlagen in der Menschheit ewig unentwickelt schlummern. Der Mensch will Eintracht; aber die Natur weiß besser, was für seine Gattung gut ist: sie will Zwietracht. Er will gemächlich und vergnügt leben; die Natur will aber, er soll aus der Lässigkeit und untätigen Genügsamkeit hinaus, sich in Arbeit und Müheligkeiten stürzen, um dagegen auch Mittel auszufinden, sich klügllich wiederum aus den letztern heraus zu ziehen. Die natürlichen Triebfedern dazu, die Quellen der Ungeselligkeit und des durchgängigen Widerstandes, woraus so viele Übel entspringen, die aber doch auch wieder zur neuen Anspannung der Kräfte, mithin zu mehrerer Entwicklung der Naturanlagen antreiben, verraten also wohl die Anordnung eines weisen Schöpfers; und nicht etwa die Hand eines bössartigen Geistes, der in seine herrliche Anstalt gepfuscht oder sie neidischer Weise verderbt habe." Immanuel Kant, Ideen zu einer Allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht.

Die moderne Gesellschaft ist auf dem Gedanken des Wettbewerbs aufgebaut. Unsere Demokratie ist charakterisiert durch einen Wettbewerb um die Macht, der vermittels allgemeiner Wahlen ausgetragen wird. Dieser hat, wie Dante schon erfahrungsgetränkt diagnostiziert hat, seine unschönen Seiten. Das negative Bild des Politikers, der sich diesem Wettbewerb aussetzt, entspricht in der Bevölkerung dem des negativen Bildes des raffgierigen Bankers. Machtversessenheit als Charakteristikum des Politikers ist die unausweichliche Folge des

demokratischen Wettbewerbs um die Macht. Die Klage ist uralte, dass sich in der Demokratie nicht die besten Leute der Politik zur Verfügung stellen. Ich zitiere Aristophanes aus dem Jahre 404 vor Christus. Das demokratisch regierte Athen war im Krieg gegen das ganz anders regierte Sparta in Geldnöte gekommen; es hatte zum Trick der Münzverschlechterung gegriffen, worauf – gemäß dem später so genannten Greshamschen Gesetz – die guten Goldmünzen aus dem Verkehr verschwanden und nur noch die neuen schlechten Münzen im Umlauf waren, bei denen dem Gold Kupfer beigemischt worden war:

"Oft will mich bedünken, als gehe es unserer Stadt mit ihren braven und wackeren Bürgern so wie mit dem guten alten Geld und den neuen "Goldmünzen". Auch das war unverfälscht, ohne Zweifel das beste Geld, das es je gegeben hat und durfte überall, bei Griechen und Barbaren als einzig rechtmäßig geschlagen und von gutem Klange gelten. Und doch nutzen wir es nicht und nehmen lieber die schlechten, verkupferten Taler, die man jüngst mehr schlecht als recht zusammengepfuscht hat. So steht's auch mit den Bürgern. Alle, die wir als Männer von gutem Herkommen und Verstand kennen, alle, die rechtlichen Sinnes, bieder und tüchtig sind und in der Ringschule, beim Reigentanz und in der Musik aufwuchsen, die treten wir mit Füßen, aber das Kupfer – Fremdlinge, Rotköpfe, schlechte Burschen von schlechter Herkunft, die kaum drei Tage bei uns sind und der Stadt früher selbst zum Hängen zu schlecht gewesen wären, die haben jetzt bei uns das Heft in der Hand." Aristophanes, Die Frösche.

Ist es vielleicht auch bei den Politikern so wie bei den Männern der Finanzwelt? Es muss der *Eindruck* der Machtversessenheit entstehen, wenn der Politiker oder die Politikerin sich den Gesetzmäßigkeiten des Kampfes um die Macht zu stellen hat. Der Eindruck der Mittelmäßigkeit und Machtversessenheit ist dann Folge des politischen Geschäfts. Es ist dann möglicherweise ein Irrtum, wenn man hofft, dass es eine unausgenutzte "Reserve" besserer Politiker gibt, die sich scheuen, in die politische Arena zu treten. Vielmehr mag es so sein, dass alle, die sich dem politischen Geschäft widmen, letztlich Sklaven des Kampfes um die Macht, des politischen Wettbewerbs werden und somit schließlich den Eindruck der Machtversessenheit erwecken müssen. Natürlich wird auch hier das menschliche Grundgesetz gelten, dass sich der Charakter ein ganzes Stück weit dem jeweiligen Geschäft anpasst: adaptive Präferenzen.

E

Die Politik in der Demokratie ist interventionsfreudig. Wenn Parteien um die Macht im Rahmen von demokratischen Wahlen konkurrieren, dann wollen sie dem Wähler zeigen, dass sie als Inhaber der Macht den Zustand des Gemeinwesens durch Gesetzgebung und Regierungshandeln verändern, d.h. "verbessern"

können. Und wenn sie an der Macht sind, dann wollen sie auf ihre Leistungen verweisen können, um wiedergewählt zu werden. Voraussetzung dafür ist, dass man etwas zu verbessern können meint, ist der Glaube an die Möglichkeit des Fortschritts. Und so entspricht dem demokratischen Wettbewerb ein fortschrittsorientiertes Denken und Handeln. Das "Gute", das "Bessere" liegt in der Zukunft.

In der alten, "vordemokratischen" Zeit war die ferne Vergangenheit das "Goldene Zeitalter". Und so können wir die Ethik des "Tao", des "Nicht-Eingreifens" im Tao-Te-King aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert am Spruch XVII der einundachtzig Sprüche ablesen:

"Von den großen Herrschern wussten die Untertanen kaum, dass sie da waren.

Deren Nachfolger liebten und lobten sie.

Deren Nachfolger fürchteten sie.

Deren Nachfolger verachteten sie.

Vertraut man nicht genug, erhält man kein Vertrauen

Wie vorsichtig waren ihre kostbaren Worte!

Verdienstliches wurde vollendet, Werke vollbracht,
und alle hundert Geschlechter sagten: wir sind frei."

Die Ethik des Nichteingreifens ist aber mit dem demokratischen Wettbewerb nicht kompatibel.

Aber auch die Wirtschaft ist im modernen Kapitalismus vom Gedanken des Fortschritts und des Wettbewerbs durchtränkt. Und so, wie es in der Politik die erfolgreiche und die gescheiterte Partei, den erfolgreichen und den gescheiterten Politiker gibt, so gibt es in der Wirtschaft das erfolgreiche und das erfolglose, gar gescheiterte Unternehmen, den im Wettbewerb erfolgreichen und den im Wettbewerb gescheiterten Unternehmer oder Manager. Das Streben nach Gewinn ist der Marktwirtschaft gemäß: denn, wer den Gewinn vernachlässigt, der droht im Konkurrenzkampf unterzugehen. Der Gewinn ist die Basis für das Wachstum des Unternehmens. „Akkumuliert! Akkumuliert! Das ist Moses und die Propheten!“ heißt es bei Karl Marx (S. 624). Und die dämonische Kraft, das ständige Wachstum des kapitalistischen Systems ist Folge des Wettbewerbs. Die "Gier" nach mehr, nach einem noch "besseren" Leben prägt sich der Gesellschaft auf, in der die Menschen im Wettbewerb zueinander stehen.

Führt aber dieser Prozess der ständigen "Innovationen", der "schöpferischen" Zerstörung (Schumpeter) mit seinen Auswirkungen auf den menschlichen Charakter, mit seiner Begleiterscheinung von Gier und Neid tatsächlich zu "Fortschritt"? Was ist Fortschritt? Diese Frage liegt im Zentrum der heutigen

Diskussion über den Zustand unserer Gesellschaft, der globalisierten Weltgesellschaft.

F

Sie führt zu einer weiteren Zeiterscheinung, die ich die *Sucht des Messens* nenne. Ohne die Erfolge der Wissenschaft, insbesondere der Naturwissenschaft, ist der heutige materielle Lebensstandard, ist die heutige Lebenserwartung nicht zu denken. Wissenschaft besteht zu einem großen Teil aus dem Vermessen von Objekten. So partizipiert die Tätigkeit des Messens am Prestige, das sich die Wissenschaft durch ihre Erfolge errungen hat. Und das Messen passt gut zum Wettbewerb. Im Sport ist es selbstverständlich, dass Leistungen, die gemessen werden, ausschlaggebend dafür sind, wer der Gewinner, wer der Verlierer ist. Aber dort, wo gemessen wird, wird verglichen, und meist offenbart sich Ungleichheit. Und offenkundige Ungleichheit als Ergebnis des Wettbewerbs führt zu Neid und Gier.

In der Demokratie mit ihrem Wettbewerb um die Macht versucht man den politischen Diskurs zu "versachlichen", indem man Regierungsleistung und Gesetzgebungsleistung an ihren Ergebnissen zu messen versucht. Es gibt Maßgrößen für Arbeitslosigkeit, für die Anzahl der Personen unter der Armutsgrenze, für das reale Volkseinkommen pro Kopf, für die Leistung des Gesundheitssystems anhand der Lebenserwartung, für den Beitrag zur Klimapolitik etc. Immer mehr wird gemessen und vermessen. Und man stellt zugleich aber auch fest, dass diese Sucht zu messen zu weiteren Anwendungsfeldern für Neid, Missgunst und einer Gier führen, die darin besteht, sich in den Größen hervorzutun, die gemessen werden und als relevant angesehen werden.

Ich nehme das Bildungssystem als Beispiel. Der Wettbewerb der Schüler um gute Noten erlaubt es dem Lehrer als dem Inhaber der Benotungsvollmacht, die Schüler zu disziplinieren. Es gibt einen Wettbewerb der Schulen: wir alle kennen den PISA- Test. Es gibt den Wettbewerb der Länder und Staaten um die besten Schulleistungen. Die Folge ist die Gier nach guten Noten, nach Zertifikaten und der Neid um die besseren Noten der Mitschüler. Es gibt den Wettbewerb der Hochschulen um die besten Studenten. Und es gibt den Wettbewerb der Abiturienten um einen Studienplatz an den prestigereichsten Hochschulen. Das so verstandene Leistungsprinzip im Bildungssystem, das auf der Messbarkeit der geforderten Leistungen beruht, baut die Freiräume der Lernenden und der Lehrenden in diesem System systematisch ab. Je mehr Chancengleichheit erreicht wird, desto intensiver wird der Leistungswettbewerb anhand der Kriterien, mit deren Hilfe "Leistung" gemessen wird. Hierdurch wird "Fortschritt" generiert: immer mehr ausgebildete Arbeitskräfte. Der Ruf nach mehr Geld für das Bil-

dungssystem (ist das Gier?) wird begründet mit der besseren Leistungsfähigkeit der Wirtschaft, mit der besseren Wettbewerbsfähigkeit im internationalen Wettbewerb.

Man vergleiche diesen Tatbestand mit dem, was der Ökonomie-Nobelpreisträger Amartya Sen in seiner autobiographischen Skizze über die Schule seiner Kindheit und Jugend schreibt, über eine Schule, die von dem großen indischen Dichter Tagore gegründet worden war und von ihm geleitet wurde: "However, I soon moved to Santiniketan, and it was mainly in Tagore's school that my educational attitudes were formed. This was a co-educational school, with many progressive features. The emphasis was on fostering curiosity rather than competitive excellence, and any kind of interest in examination performance and grades was severely discouraged. ("She is quite a serious thinker," I remember one of my teachers telling me about a fellow student, "even though her grades are very good.") Since I was, I have to confess, a reasonably good student, I had to do my best to efface that stigma." Sen (1998), (S.1)

G

Jedem sozialen Prozess, in dem Leistungsmessung eine Rolle spielt, ist der Vorgang der "Verdinglichung" eigen. An die Stelle der "eigentlichen" Leistung tritt das Kriterium der anhand der Messvorgänge überprüfbareren "Leistung". Das Ziel der Anstrengung ist dann dieses überprüfbare, messbare "Proxy" der eigentlichen Leistung und nicht mehr diese selbst. Sofern aber diese eigentliche Leistung in ihrem Proxy unvollkommen abgebildet ist, verzerrt sich das Leistungsstreben in Richtung auf dieses Proxy. Und es kommt zu einer "Gier", die Konkurrenten in dem Proxy zu übertrumpfen, nicht aber in der eigentlichen Leistung. Es kann Auswüchse dieser Leistungsverzerrung geben, die die Gesellschaft zu verhindern trachtet: Sanktionen gegen Doping im Sport, gegen unlautere Methoden bei Schul- oder Universitätsexamina, gegen den Verkauf von Waren gesundheits- gefährdender Qualität etc. Aber auch innerhalb des legitimen Wettbewerbs um Proxy-Leistung bleibt eine Verzerrung bestehen: jene Leistungsformen werden bevorzugt, die leicht und vor allem zeitnah messbar sind. Jene Leistungsformen, deren Ergebnis schwer oder erst sehr spät messbar ist, verlieren an Gewicht.

Marx sprach vom "Fetisch-Charakter der Ware" im kapitalistischen System. Die Ware, die verkauft und gekauft wird, ist der "Fetisch", der für die soziale Beziehung zwischen Verkäufer und Käufer steht. Und darin kommt zum Ausdruck, dass im Kapitalismus die sozialen Beziehungen sich immer stärker auf derartige Warenbeziehungen reduzieren, Marx (1867), S.76 ff. Dies ist gewiss eine Karikatur der modernen Gesellschaft. Denn es gibt außerhalb der Warenbe-

ziehung auch im Kapitalismus eine Fülle anderer sozialer Beziehungen. Allerdings ist zu fragen, ob die zunehmende Vermessung von Leistungen auch außerhalb des Marktgeschehens den entsprechenden sozialen Prozessen eine ähnliche "Fetisch-Natur" aufprägt, wie sie Marx für die Warenbeziehung diagnostiziert hat. Und dies mit der Folge, dass sich das Anwendungsfeld der Prinzipien "Neid" und "Gier" jenseits des Wirtschaftlichen weiter ausdehnt.

H

Diese Überlegungen führen mich zu dem, was ich das *Paradoxon der Glücksmessung* nennen möchte. Kluge Ökonomen haben immer schon gewusst, dass das reale Sozialprodukt pro Kopf ein nur sehr unvollkommener Indikator des Wohlstandes eines Landes ist. Nicht zuletzt aufgrund der gestiegenen Bedeutung ökologischer Gedanken sind die Zweifel an dem Indikator "Sozialprodukt pro Kopf" in jüngerer Zeit auch in der öffentlichen Diskussion gestiegen. Viele Menschen fordern inzwischen einen Ausstieg aus dem wirtschaftlichen Wachstum. Ich erwähne hier als Beispiel das Buch von Miegel (2010). Zugleich hat die Messung des subjektiven Glücksempfindens oder der Lebenszufriedenheit einen großen Aufschwung genommen. Frey und Stutzer geben einen Überblick (2002). Es stellt sich bei der Messung der Lebenszufriedenheit heraus, dass nur ein schwacher Zusammenhang zwischen dem Grad der durchschnittlichen Lebenszufriedenheit der Menschen eines Landes und seinem realen Sozialprodukt pro Kopf besteht. So drängt sich das Kriterium der gemessenen Lebenszufriedenheit als Maßstab für die politischen Entscheidungen immer mehr in den Vordergrund.

Der Bundestag hat eine Enquête-Kommission "Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität" eingesetzt, die unter anderem darüber berät, welche Messgrößen geeignet sind, den "Wohlstand" im weiteren Sinne dieses Begriffs gut zu vermessen. Das Sozialprodukt pro Kopf muss hier mit zahlreichen anderen vorgeschlagenen Indikatoren konkurrieren, so auch mit der durchschnittlichen Lebenszufriedenheit, wie sie inzwischen in zahlreichen Ländern gemessen wird. Diese wird durchgängig gemessen anhand von Befragungen von Menschen, die auf einer Skala von Null bis zehn angeben sollen, wie hoch ihre Lebenszufriedenheit ist. Es sind schon ausführliche Analysen gemacht worden, wovon diese Lebenszufriedenheit abhängt. So stellt sich beispielshalber heraus, dass die absolute Höhe des realen Einkommens einen geringeren Beitrag zur Lebenszufriedenheit leistet als dessen relative Höhe im Vergleich mit den Mitbürgern. Das bedeutet auch, dass bei gegebenem absolutem Realeinkommen pro Kopf eines Landes die Lebenszufriedenheit im Durchschnitt umso höher ist, je gleichmäßiger das Einkommen verteilt ist. Anders ausgedrückt: ich bin mit meinem Ein-

kommen umso zufriedener, je geringer das Einkommen meiner Nachbarn ist. Oder: je weniger Anlass zum Neid besteht, desto zufriedener bin ich mit meiner gegenwärtigen Situation.

Hieraus kann man folgern, dass Neid ein psychisches Gift für die Lebenszufriedenheit ist. Wenn nun aber eine Politik betrieben wird, die sich nicht mehr am Wachstum des Sozialprodukts, sondern an der gemessenen Lebenszufriedenheit orientiert, dann wird den Menschen der Grad ihrer eigenen Lebenszufriedenheit auf der Skala 0 bis 10 bewusst. Jeder fragt sich dann, wie es mit seiner Lebenszufriedenheit im Vergleich mit der seiner Nachbarn oder dem Durchschnitt der Bevölkerung steht. Man teilt sich regelmäßig gegenseitig seine "Note" (von 0 bis 10) in Sachen Lebenszufriedenheit mit. Der Vergleich führt zu neuen Neidprozessen, die der Tendenz nach zu einer Verminderung der Lebenszufriedenheit führen. Der Wettbewerb um die Lebenszufriedenheit, der *Glückswettbewerb* ist dann schädlich für eben dieses Glück. Das nenne ich das Paradoxon der Glücksmessung.

I

Fair gestalteter Wettbewerb in der Politik, also Demokratie, fair gestalteter Wettbewerb in der Wirtschaft, also eine in einen korruptionsfreien staatlichen Rahmen eingebettete Konkurrenzwirtschaft, fair gestalteter Wettbewerb in der Forschung, also ein Regime der institutionell abgesicherten Freiheit der Wissenschaft: sie führen erfahrungsgemäß zu Fortschritten nach den in der Bevölkerung populären Kriterien, wie materieller Lebensstandard, Zugang zu einem funktionierenden und die Lebenserwartung erhöhenden Gesundheitssystem, Zugang zu Bildungseinrichtungen. Es mag sein, dass ein höherer materieller Lebensstandard die Menschen nicht glücklicher macht. Aber dennoch streben sie danach und verweigern Politikern die Wählerstimme, wenn diese eine Politik verfolgen, die sich als Ziel einen Ausstieg aus dem wirtschaftlichen Wachstum setzen. Es mag sein, dass eine höhere Lebenserwartung die Menschen nicht glücklicher macht. Aber dennoch streben sie danach und verweigern Politikern die Wählerstimme, wenn diese eine Politik verfolgen, die auf eine stärkere Rationierung von Gesundheitsdienstleistungen hinausläuft. Besitz mag nicht glücklich machen; dennoch verweigern die Wähler einem Politiker die Unterstützung, der propagiert, aus Ersparnisgründen die Verfolgung von Einbruchdiebstahl zu vermindern. Das tatsächliche Verhalten der Bürger und Wähler stützt ein Regime, das auf dem Wege des politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Wettbewerbs ständigen Fortschritt generiert. Aber dieser Wettbewerb bringt notwendigerweise Neid und Gier mit sich. Es ist daher kein sinnvolles gesellschaftliches Ziel, Neid und Gier zu eliminieren: entweder Stagnation ohne

Wettbewerb und daher vielleicht ohne Neid und Gier – oder "Fortschritt" durch Wettbewerb und dann unvermeidlicherweise mit Neid und Gier.

Zitierte Literatur

- Aristophanes, Die Frösche, Reclam-Ausgabe, Stuttgart 2003.
- Alighieri, Dante, De Monarchia, Edited with translation and notes by Aurelia Henry, The Riverside Press, Cambridge, Mass, 1904.
- Frey, Bruno und Alois Stutzer, Happiness and economics. How the economy and institutions affect well-being. Princeton University Press, Princeton (N.J.) 2002.
- Fromm, Erich, To Have or To Be?, New York 1976.
- Kant, Immanuel, Ideen zu einer Allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht (1784), in: Kant, Werke in zwölf Bänden, Band XI, S.33-50, hier S. 38/39, Insel Verlag, Frankfurt/M 1964.
- Lao Tse, Tao Te King (ca 400 v. Chr.), Übertragung von Victor von Strauß (1870), Manesse, Zürich 1959, dort S. 77.
- Karl Marx, Das Kapital, Band I, (1867), Berlin 1959.
- Miegel, Meinhard, Exit – Wohlstand ohne Wachstum, Berlin 2010.
- Morus, Thomas, Utopia, zahlreiche Ausgaben.
- Platon, Der Staat, zahlreiche Ausgaben.
- Sen, Amartya, Autobiography (1998), Website Nobelprize.org.